

Prof. Dr. Uta Pohl-Patalong, Kiel

Evangelium kommunizieren in der Arbeit mit Jugendlichen

Was kirchliche Mitarbeiter*innen brauchen und wie sie dies bekommen können

Vortrag beim Symposium in Josefstal am 17.11.2018

anlässlich der Verabschiedung von Rainer Brandt

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Kolleginnen und Kollegen und ganz besonders: lieber Rainer,

wer in der Kirche mitarbeitet, sieht sich einer Fülle von Aufgabenfeldern gegenüber. Schon bei dem Blick in einen durchschnittlichen Gemeindebrief kann man manchmal beeindruckt sein, was Haupt- und Ehrenamtliche alles tun und in wie vielen Handlungsfeldern die Kirche aktiv ist. Legt man mehrere Gemeindebriefe nebeneinander und fügt dann noch Programme nicht-parochialer Einrichtungen hinzu, stellt sich die Fülle kirchlicher Aufgabengebiete fast unermesslich dar. Diese Entwicklung ist in der pluralen Gesellschaft durchaus sinnvoll und folgerichtig, denn unterschiedliche Menschen brauchen unterschiedliche religiöse Zugänge und Wege. Sie lässt allerdings umso deutlicher fragen, was denn eigentlich das Gemeinsame hinter den diversen Aktivitäten ist bzw. – theologisch gewendet – sie stellt die Frage nach dem grundlegenden Auftrag der Kirche, dem die Mitarbeiter*innen dienen.

Dieser Frage möchte ich mich in der nächsten halben Stunde in folgenden Schritten widmen (Folie mit der Gliederung des Vortrags):

1. „Evangelium kommunizieren“ als grundlegender Auftrag der Kirche

Fragt man nach dem grundlegenden Auftrag der Kirche, wird dies heute in der Praktischen Theologie häufig und, wie ich finde, treffend mit der Formel der „Kommunikation des Evangeliums“ beantwortet. Dieser Begriff geht zurück auf den Theologen, Kirchenreformer und Ökumeniker Ernst Lange, der ihn in den 1960er Jahren als Alternative zu „Verkündigung“ stark machte, zunächst in Bezug auf die Predigt und dann auf das Handeln der Kirche insgesamt.¹ Erfunden hat er ihn jedoch nicht, denn er taucht schon in den 1950er bei Henrik Kramer ebenfalls im Kontext der Ökumene auf,² was nicht zufällig und für ein ökumenisches Studienzentrum nicht uninteressant sein dürfte.

Verwendet man „Kommunikation“ statt Verkündigung, trifft man damit schon einige Vorentscheidungen, die gut zum ökumenischen Kontext, zu der Aufbruchsstimmung der Kirchenreformbewegung in den 1960ern und 1970er, in denen auch dieses Haus entstanden ist, und nicht zuletzt zum Profil und zur Arbeit von Josefstal passen:

¹ Vgl. Ernst Lange: Zur Theorie und Praxis der Predigtarbeit, in: Ders., Predigen als Beruf. Aufsätze (hg. v. Rüdiger Schloz), Stuttgart/Berlin 1976, 9.11.13f. u.ö.

² Vgl. Henrik Kramer: The Communication of the Christian Faith, [London 1956] Zürich 1958, 21f.

(1) Subjektorientierung und Partizipation

Mit dem Begriff „Kommunikation“ ist programmatisch eine Abwendung von einem monologischen und am pastoralen Amt orientierten Ausrichten einer vorgegebenen Botschaft verbunden. Der Kommunikationsbegriff beruht stattdessen auf einer Wahrnehmung der am Kommunikationsprozess Beteiligten als Subjekte, was für die evangelische Jugendarbeit allgemein und für dieses Haus im Besonderen grundlegend ist. „Kommunikation“ ist keine Einbahnstraße, sondern hat ein partizipatives Moment. Zudem erscheint der Begriff offener und wird damit den reformatorischen Grundlagen, die die Freiheit des Glaubens betonen, gerecht.

(2) Offenheit und Unverfügbarkeit

Kommunikation hat zwar in der Regel Ziele, aber das Resultat eines Kommunikationsvorgangs ist grundsätzlich offen. Es ist nicht machbar und planbar, wie die Inhalte beim Gegenüber ankommen – ein Titel von Niklas Luhmann „Die Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation“ beschreibt das sehr gut.³ Gilt das schon für die zwischenmenschliche Kommunikation, verstärkt sich dieses Phänomen, wenn es um religiöse Fragen geht. Ihnen ist eine besonders große Deutungsoffenheit eigen und wir rechnen bei denen christlicherseits immer mit Gott als dritter Größe im Kommunikationsvorgang – theologisch als Wirken des Geistes beschreibbar. Obgleich der Geist weht, wo er will (und man sich manchmal wundert, wo er alles dann doch wehen will) ist es nicht gleichgültig, wie kommuniziert wird. Diese Unterscheidung von Gotteswerk und Menschenwerk scheint mir für die Kommunikation des Evangeliums zentral – den eigenen Part so gut wie möglich gestalten und um seine Begrenztheit wissen.

(3) Weite und Vielfältigkeit

„Kommunikation“ beschränkt sich keinesfalls auf das gesprochene Wort und die intendierte Mitteilung. Kommuniziert wird verbal und nonverbal, intendiert und nicht intendiert, bewusst und unbewusst. Kommuniziert wird mit Worten, Taten, Gesten, Blicken, Symbolen, Ritualen, Atmosphären, Einrichtungen, Kleidungsstilen etc. Kommunikation ist weiter nicht auf die Kommunikation unter Anwesenden beschränkt, sondern bedient sich vielfacher Medien.

(4) Persönliche Botschaft

Verbindet man „Kommunikation“ dann mit „Evangelium“, signalisiert man damit weitere Richtungsentscheidungen. „Euangellion“, die „gute Nachricht“ oder „frohe Botschaft“, richtet sich ebenso immer an Menschen als Subjekte, für die sie eine Frohbotschaft darstellt, während Alternativen wie Kommunikation „des Christentums“, „des christlichen Glaubens“ oder „der christlichen Tradition“ stärker von Inhalten ausgehen, die von einer Institution

³ Vgl. Niklas Luhmann: Die Unwahrscheinlichkeit von Kommunikation, in: ders. (Hg.): Soziologische Aufklärung 3. Soziales System, Gesellschaft, Organisation, Opladen 1981, 25-34.

vertreten werden. Die Botschaft, dass Gott in Jesus Christus Mensch geworden ist, gekreuzigt und auferweckt wurde und alle Menschen, die an ihn glauben, hineinnimmt in seine Liebe und seinen Heilswillen für die Welt, zielt auf jeden einzelnen Menschen und kommt nicht dann an ihr Ziel, wenn sie ausgerichtet wird, sondern wenn sie ankommt.

2. Dimensionen der Kommunikation des Evangeliums

Um noch ein wenig deutlicher zu machen, was die Kommunikation des Evangeliums bedeutet und umfasst, unterscheide ich drei idealtypische Varianten.

(1) Kommunikation des Evangeliums als Förderung des Erlebens der christlichen Botschaft

Evangelium zu kommunizieren kann zunächst bedeuten, das Erlebnis anzubahnen und zu gestalten, dass Menschen die Zuwendung Gottes spüren, sich als angenommen und geliebt erfahren, sich in einem größeren Ganzen aufgehoben fühlen, einen inneren Kontakt zu Gott bekommen, sich vom Geist ergriffen fühlen – oder wie auch immer Menschen eine solche religiöse Erfahrung beschreiben. Dieses kann selbstverständlich nicht gemacht, wohl aber ermöglicht und angebahnt werden – im Gottesdienst, in der Andacht, im Jugendgruppenerlebnis, in der Natur, beim Großevent oder wo auch immer.

(2) Kommunikation des Evangeliums als Gespräch über Lebens- und Glaubensfragen

Kommunikation des Evangeliums kann aber auch als Kommunikation „über“ das Evangelium verstanden werden, also das Gespräch über existenzielle Themen mit religiösem Bezug – das Reden über das eigene Leben über Liebe, Hoffnung, Zweifel etc. Dies sind Themen, die nicht nur, aber besonders Jugendliche bewegen und für die sie geschützte Räume brauchen, sich damit auseinandersetzen und zu einer eigenen Position zu kommen. Ein christliches Bekenntnis ist dabei weder Voraussetzung noch Ziel dieser Kommunikationsform, aber wenn der Rahmen dieser Kommunikation beispielsweise die evangelische Jugendarbeit ist, wird damit gleichzeitig eine bestimmte religiöse Tradition zur Auseinandersetzung ins Spiel gebracht.

(3) Kommunikation des Evangeliums als religiös motiviertes Handeln

Schließlich findet die Kommunikation des Evangeliums auch als christlich motiviertes Handeln statt, das in der Art, wie die Handlung geschieht, von dieser Motivation etwas erkennbar werden lässt, also diese Motivation direkt oder häufig auch indirekt kommuniziert. Diese Form einer „Kirche für andere“ ist kein „Zusatz“ oder „uneigentlich“, sondern Bestandteil der Kommunikation des Evangeliums selbst.

Diese drei Varianten religiöser Kommunikation sind selbstverständlich idealtypisch und keinesfalls abschließend zu verstehen. Vorrangig sollen sie die Weite des Begriffes „Kommunikation des Evangeliums“ nicht nur, aber auch in der evangelischen Jugendarbeit markieren.

3. „Kommunikation des Evangeliums“ heute

Die Orientierung an den Menschen als Subjekten bringt es mit sich, dass die Kommunikation des Evangeliums immer kontextuell gedacht werden muss und sich mit den gesellschaftlichen Veränderungen permanent verändern muss – „communicatio semper reformanda“ sozusagen. Man stelle sich vor, man würde mit Menschen von heute ebenso Evangelium kommunizieren wie im 19. Jh. oder auch nur wie zur Gründungszeit dieses Studienzentrums – nicht nur bei Jugendlichen würde man auf Irritationen stoßen. Selbstverständlich ist jede Kommunikationssituation eine individuelle und besondere. Dennoch lassen sich für die Gegenwart einige typische Merkmale benennen, die die Kommunikation des Evangeliums im ersten Viertel des 21. Jh. prägen.

Betrachtet man das Selbstverständnis der Kirche im Gegenüber zur Gesellschaft und ihre Kommunikationssituation, befinden wir uns – sehr grob unterteilt – in einer vierten Phase:

- In den ersten Jahrhunderten hatte das Christentum – nach seiner Loslösung vom Judentum als eigenständige Religion – einerseits einen erstaunlichen Erfolg in seinen Kommunikationsbemühungen und wurde andererseits abgelehnt bis zur Verfolgung seiner Anhänger*innen – eine überaus kontroverses und spannungsgeladenes Verhältnis zur Gesellschaft.
- Im „christlichen Mittelalter“ verschmolzen Gesellschaft und Kirche, sie wurde zu einem gesellschaftlich prägenden Faktor und konnte das Verhältnis der Menschen zum christlichen Glauben bestimmen. Die Kommunikationsformen zielten daher auf Einübung in den christlichen Glauben und festgefügt Formen.
- Mit Beginn der Neuzeit zerbrach diese Synthese von Gesellschaft, Religion und Kirche allmählich. Die Kirche erlebte dies als Macht- und Relevanzverlust. Die „Säkularisierungsthese“ deutete die überwiegende kirchliche Erfahrung, dass kirchliche Kommunikationsbemühungen häufig nicht den gewünschten Erfolg hatten, die gesellschaftliche Bedeutung der Kirche immer mehr zurückging und viele Menschen Kirche und Religion den Rücken kehrten.
- Seit den 1990er Jahren allerdings nahm die Plausibilität dieser These, dass Religion in der Moderne zwangsläufig an Bedeutung verliert und die Kirche daher kaum Erfolg haben kann mit ihren Kommunikationsbemühungen, ab. Es wurde deutlicher, dass das Interesse an Religion und Spiritualität nicht ab-, sondern eher zunimmt. Nur zwei Beispiele: (Folien)

Dabei zeigt sich bereits: Die heute typischen Zugänge zu Religion verstehen sich nicht in Abhängigkeit von den etablierten religiösen Institutionen, sondern begreifen sich als individuelle Suchbewegungen. Dabei gibt es durchaus eine Offenheit für religiöse Traditionen, gerade bei jungen Menschen, wenn sie einem einleuchten und hilfreich erscheinen. Die Plausibilität dafür wird zunehmend weniger im guten Argument gesucht denn im subjektiven Erleben gesucht – ich nehme für mich und mein Leben an, was ich als gut erlebe.

Ob das gewachsene Interesse für Religion und religiöse Traditionen gerade auch bei Jugendlichen zu einer stabilen religiösen Überzeugung und erst recht, ob diese zu einer engeren Bindung an die Institution Kirche führt, ist stark von der Kommunikation mit und in der Kirche abhängig. Statt selbstverständlich eine Leitfunktion in der Gesellschaft zu beanspruchen wie vor der Moderne oder von einer wachsenden Irrelevanz auszugehen wie in der frühen Moderne, ist heute seitens der Kirche Überzeugungskraft gefragt, was ganz andere Anforderungen in die Kommunikation stellt. In der religiösen Pluralität sind die großen Kirchen zudem nicht mehr die einzigen „Anbieterinnen“ auf dem religiösen „Markt“. Menschen müssen sich für diese entscheiden wie für alles andere im Leben auch. Da Plausibilität für eine Wahl durch Kommunikation entsteht, ist Kommunikation in gewisser Weise an die Stelle von Traditionen und selbstverständlichen Normen getreten,⁴ die früher darüber entschieden, wie man lebt und was man glaubt. Erst recht gilt dies für Jugendliche, die zum einen Traditionen noch stärker hinterfragen als ältere Menschen und zum anderen medial-kommunikativ vernetzt aufwachsen.

Die Kommunikation des Evangeliums erweist sich daher nicht nur von der Sache her, sondern in der Gegenwart ganz besonders von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen her als anspruchsvolle Aufgabe.

4. Fortbildungseinrichtungen als doppelte Förderung der Kommunikation des Evangeliums

Diese Aufgabe, Evangelium zu kommunizieren, haben selbstverständlich alle Christ*innen. Wer hauptberuflich in der Kirche tätig ist oder ein bestimmtes Ehrenamt übernommen hat, widmet sich allerdings in besonders intensiver Weise diesem Auftrag. Von diesen Menschen können auch bestimmte Kompetenzen erwartet werden, die sie benötigen, um diese Aufgabe in ihren jeweiligen Handlungsfeldern gut erfüllen zu können. Manche dieser Kompetenzen bringen Menschen mit – bzw. ergreifen gerade deshalb diesen Beruf oder übernehmen deshalb dieses Ehrenamt, weil sie dafür besonders befähigt sind. Diese „Charismen“, die durchaus theologisch als jeweils individuelle Geistesgaben verstanden werden dürfen, bilden eine wichtige Grundlage für das Gelingen der Kommunikation des Evangeliums.

Anders als in der jungen Bewegung des Glaubens an Jesus von Nazareth als den Messias damals und auch anders als in der antiken Gesellschaft reicht es jedoch für die Großkirche in der Spätmoderne nicht aus, sich auf diese Charismen zu verlassen. Sie müssen verfeinert, geschult und ergänzt werden, um die Chancen zu erhöhen, in der religiösen Pluralität Evangelium mit vielen, sehr unterschiedlichen Menschen überzeugend zu kommunizieren. Die Ausbildungs- und Studiengänge bilden für die hauptberufliche Tätigkeit eine wichtige Grundlage, die jedoch angesichts der Vielfalt der Handlungsfelder, der immer spezifischer werdenden Herausforderungen und der sich immer rascher wandelnden Rahmenbedingungen bei weitem nicht und schon gar nicht lebenslang ausreicht. Für diese Kirche sind Fortbildungseinrichtungen nötig, die aufbauend auf den persönlichen Talenten

⁴ Vgl. auch Christian Grethlein: *Praktische Theologie (de Gruyter Studium)*, Berlin/New York 2012, 144: „Der Rückgang von allgemein anerkannten Traditionen und normativen Beständen führt zu einem wachsenden Interesse an der Kommunikationsthematik.“

und Stärken Kompetenzen für die Kommunikation des Evangeliums vermitteln. Insofern sind Häuser wie Josefstal unmittelbar theologisch relevant und haben eine unverzichtbare Funktion für die Kirche: In ihnen geschieht einerseits selbst Kommunikation des Evangeliums – wer hätte dies nicht in diesem Hause schon eindrücklich erfahren? –, und sie fördern andererseits die Rahmenbedingungen der Kommunikation des Evangeliums an anderen Orten, indem sie die dafür nötigen Fähigkeiten von Menschen stärken.

5. Was brauchen Mitarbeiter*innen, um überzeugend Evangelium kommunizieren zu können?

(1) Anbahnung eigener Erfahrungen mit dem Evangelium

Um überzeugend Evangelium kommunizieren zu können – egal ob gelebt, reflektiert oder als Inspiration zum Handeln –, sind gute eigene Erfahrungen mit ihm eine wichtige Grundlage. Wer erlebt hat, dass der christliche Glaube hilfreich und lebensdienlich ist, wer ihn nicht nur kognitiv richtig findet, sondern in irgendeiner Weise auch emotional von ihm bewegt worden ist, hat einen lebendigen Zugang zu ihm und strahlt diese Überzeugung gegenüber anderen auch aus. Diese Überlegung darf nicht dahingehend missverstanden werden, dass die Kirche ein intensives Glaubensleben als Bedingung hauptberuflicher oder ehrenamtlicher Mitarbeit definiert, wie es in manchen evangelikal ausgerichteten Gemeinden der Fall ist oder wie es sich junge Menschen im Blick auf einen kirchlichen Beruf fragen: Ist mein Glaube stark genug? Umgekehrt muss die Kirche sicherstellen, dass Menschen, die in ihr hauptberuflich oder ehrenamtlich mitarbeiten möchten oder dies schon lange tun, genügend Möglichkeiten haben, Evangelium lebendig, inspirierend, lebensbereichernd zu erfahren, um dies gut kommunizieren zu können. Selbstverständlich sind solche Erfahrungen nicht machbar oder können „Lernziele“ eines Kurses sein, sondern sie sind unverfügbar und ereignen sich, wo immer der Geist wehen mag. Allerdings weht er nur selten im luftleeren Raum, sondern die Wahrscheinlichkeit, dass sich die Erfahrung von „Evangelium“ ereignet, ist in bestimmten Setting größer als in anderen. Dies geschieht selbstverständlich auch in Ortsgemeinden und anderen kirchlichen Einrichtungen. Ein Haus wie Josefstal bietet jedoch besonders gute Bedingungen für intensive Erfahrungen mit dem Evangelium, weil es örtlich herausnimmt aus dem Alltag, weil es eine besondere Umgebung und Atmosphäre besitzt, weil die hier Tätigen besondere Kompetenzen zur Ermöglichung und Gestaltung solcher Erfahrungen haben und weil Menschen, die sonst in leitenden und verantwortungsvollen Positionen sind, hier empfangen dürfen. Dies ereignet sich hier im Haus in vielen Kursen, nicht zuletzt aber auch in den Gottesdiensten und Andachten in der Kapelle, die mit ihrer besonderen Ausstrahlung in ökumenischer Ausrichtung, ihrer Einbettung in die besondere Landschaft und ihre liebevolle Gestaltung durch die Mitarbeitenden des Hauses und ihre Leitung geprägt ist. Ebenso dürfte es in den Studienreisen wie „Begegnung mit sich, mit anderen, dem Unverfügbaren. Stille Tage im Kloster Carmel de la Paix/Burgund“ 2018 oder „Auf den Spuren keltisch-christlicher Spiritualität - Ökumenische Begegnungen in Irland“ 2016 lebendig sein und potenziell in jedem Kurs, manchmal sozusagen als Nebeneffekt, wie wir ja auch in vielen Bibliologkursen gehört haben: „Eigentlich lernen wir ja eine Methode, aber ich habe geistlich so viel für mich bekommen wie schon langen nicht mehr.“

(2) Reflexion eigener Erfahrungen mit dem Evangelium („Reflexionskompetenz“)

Um Evangelium mit anderen gut kommunizieren zu können, reicht eigenes Erleben jedoch nicht aus. Es muss eine Reflexion des Erlebten hinzutreten, die einen Schritt zurücktreten lässt von den eigenen Erfahrungen mit dem Evangelium und diese wahrnehmen und tiefer verstehen lässt. Die eigenen Erfahrungen werden dadurch als *meine* Erfahrungen deutlich, die etwas mit meiner Persönlichkeit, meiner Biografie, meiner Lebenssituation, dem jeweiligen Kontext und der Gruppe, aber auch mit der Tradition, in die ich mich stelle, zu tun haben – also z.B. mit der Bibelstelle, mit dem verwendeten didaktischen Zugang oder mit der erlebten Liturgie. Bernhard Dressler beschreibt dies als Wechsel der Perspektive vom Frosch zum Vogel: In der Froschperspektive mache ich eindrücklich bestimmte subjektive Erfahrungen. In der Vogelperspektive blicke ich auf diese Erfahrungen und lerne sie einzuordnen und zu verstehen als eine mögliche Erfahrung unter anderen möglichen, die für mich ebenso plausibel ist wie andere von ihren Erfahrungen überzeugt und geprägt sind. Wichtig ist also die Fähigkeit zum situativ angemessenen Wechsel zwischen Außen- und Binnenperspektive bzw. zwischen Frosch und Vogel – kirchliche Mitarbeiter*innen müssen also Froschvögel sein.

Dies hilft mir zum einen dabei, meine Erfahrungen nicht zu verabsolutieren und sie auch bei anderen zu erwarten oder sie gar als Norm für die Erfahrungen anderer zu verstehen. Es lehrt mich, nicht nur kognitiv zu verstehen, sondern auch zu erleben und emotional zu verankern, dass andere Menschen ganz andere religiöse Erfahrungen machen, die das gleiche Recht und den gleichen Wert haben wie meine. Dazu sind ein kluges didaktisches Setting und ein kompetent angeleiteter Austausch in der Gruppe außerordentlich hilfreich. Besonders eindrücklich habe ich dies selbst beispielsweise in den Bibliodramakursen hier im Hause erlebt. Ein anderes Beispiel sind die ökumenischen Studienkurse, die seit über 30 Jahren jedes Jahr hier im Haus stattfinden. Aber auch Kurse wie „Nichts bleibt wie es war“ im Rahmen des Aufbauprogramms Theologie geben Raum, die eigene Lebens-, Frömmigkeits- und Erziehungsgeschichte sowie Fragen zur Glaubensentwicklung und spirituellen Begleitung Jugendlicher zu reflektieren.

(3) Unterstützung im Umgang mit Vielfalt („Pluralitätskompetenz“)

Die Reflexionskompetenz ist bereits ein wichtiger Schritt zur Entwicklung der Fähigkeit, anderen so offen und respektvoll zu begegnen, dass ich sie auf ihren ganz anderen Glaubens- und Lebenswegen begleiten kann. Sie führt weiter dazu, dass ich dazu beitrage, dass auch andere der Unterschiedlichkeit von Menschen – bezüglich ihren Lebensentwürfen, ihrer Religion, ihres Geschlechts, ihrer Werte etc. – respektvoll und wertschätzend begegnen und damit zu einer offenen und toleranten Gesellschaft beizutragen. In unserer immer vielfältiger werdenden Gesellschaft reicht dafür die Reflexion eigener Erfahrungen nicht mehr aus und zumal heute in einer gesellschaftlichen Situation, wo Abschlusssprozesse zunehmen, das Misstrauen gegenüber dem „Fremden“ wächst und wesentliche demokratische Grundlagen in Frage gestellt werden. Menschen, die das befreiende und jedem Menschen in seiner Unterschiedlichkeit gleichermaßen wertschätzende Evangelium überzeugend kommunizieren möchten, brauchen daher Unterstützung in ihrer persönlichen

Fähigkeit, mit Vielfalt konstruktiv umzugehen wie darin, diese Fähigkeiten bei anderen und letztlich auch gesamtgesellschaftlich zu fördern. Dies geschieht hier im Hause beispielsweise durch die interkulturellen Trainings sowie durch Kurse wie „Mehr als eine Demokratie“ oder auch „Begegnung und Dialog gestalten – interkulturelle und interreligiöse Zusammenarbeit in Jugendarbeit und schulbezogener Jugendarbeit“.

(4) Menschen ernst nehmen und wertschätzen („Subjektivitätskompetenz“)

Ist die Wertschätzung von Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit selbstverständlich auch Bestandteil der Pluralitätskompetenz, scheint es mir dennoch lohnenswert, diesen Aspekt noch einmal gesondert zu betrachten, weil er einerseits m.E. eine Schlüsselrolle für die Kommunikation des Evangeliums in der Spätmoderne besitzt und andererseits mit bestimmten kirchlichen Traditionen bricht.

Grundlage der Entwicklung von Subjektivitätskompetenz ist die Einsicht, dass sich Menschen heute als Subjekte ihres Lebens und ihres Glaubens begreifen, die sich mit Inhalten, Zugängen und Traditionen, die ihnen begegnen, kritisch auseinander setzen. Sie akzeptieren und übernehmen in der Regel nicht fraglos fertige Inhalte, sondern prüfen sie daraufhin, ob sie ihnen plausibel und relevant für ihr Leben erscheinen. Die vor allem von Jugendlichen (aber bei weitem nicht nur) gestellte Frage „und was bringt mir das?“ ist daher nicht als unbotmäßiges „Nützlichkeitsdenken“ zurückzuweisen, sondern als berechtigte Suche nach der Lebensrelevanz und Lebensdienlichkeit des Evangeliums wertzuschätzen.

Der Neutestamentler Gerd Theißen weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass die Verbreitung des Glaubens an den auferstandenen Jesus Christus in den ersten Jahrhunderten kaum vorstellbar ist, ohne dass sich dieser als relevant und sinnhaft für das Leben von Menschen erwiesen hat (vgl. Theißen 2001, 56). Wenn Paulus schreibt „Prüfet aber alles, und das Gute behaltet“ (1 Thess 5,21), dann geht es gerade nicht darum, Traditionen blind zu übernehmen, sondern sich mit ihnen auseinander zu setzen. Gerade die reformatorischen Kirchen haben zudem die persönliche Aneignung von Glaubensinhalten – was kritische Prüfung einschließt – immer wieder betont. Auch der klassische Bildungsbegriff stellt das Subjekt und seine persönliche, immer auch zu kritische Auseinandersetzung in den Mittelpunkt stellt und nicht die Vermittlung vorgegebener Inhalte. Wenn das Subjekt und seine individuellen Wege der Auseinandersetzung und des Lernens wirklich ernst genommen werden, dann kann es kein festgelegtes religiöses Lernziel, das von allen erreicht werden müsste. Die Prozesse werden dann ergebnisoffener und stärker von den Teilnehmenden her gedacht.

Für die Kommunikation des Evangeliums bedeutet dies, seine Inhalte als Angebote zu präsentieren und davon auszugehen, dass sie von den Menschen auf ihre Plausibilität und persönliche Lebensrelevanz kritisch geprüft werden. Diese Prozesse sollten jedoch nicht nur in Kauf genommen, sondern auch angebahnt werden, indem die christlichen Gehalte als offen für die individuellen Deutungen der Subjekte und damit potenziell anschlussfähig an ihre Lebensfragen und -themen inszeniert werden. Wichtig dafür ist die Überzeugung, dass auch junge Menschen nicht nur Fragen in religiöse Suchprozesse mitbringen, sondern auch eigene Antworten und Überzeugungen. Diese im Kontakt mit dem Evangelium ernst zu

nehmen und wertzuschätzen, erscheint mir heute für die Kommunikation des Evangeliums zentral. Dies ist eine Frage der inneren Haltung, die angebahnt, aber auch geschult werden muss, ebenso müssen hauptberuflich und ehrenamtlich Mitarbeitende aber didaktische Zugänge kennen und beherrschen, die solche Prozesse fördern. In Josefstal sind dies beispielsweise die Bibliologkurse, für die Rainer Brandt den Untertitel erfunden hat „weil jede/r etwas zu sagen hat“ oder auch Kurse zum „Philosophieren und Theologisieren mit Kindern und Jugendlichen“. Die grundsätzliche Haltung einer Wertschätzung der Subjekte und ihrer Zugänge ist zudem ein Element, was sich meiner Erfahrung nach durch alle Kurse dieses Hauses hindurch zieht.

(5) Souveräner und spielerischer Umgang mit Traditionen („Traditionskompetenz“)

Eng damit zusammenhängend ist der nächste Aspekt: Für die Kommunikation des Evangeliums in der Spätmoderne erscheint es mir zentral, mit den christlichen Traditionen wie den biblischen Texten, den liturgischen Formen und auch den Inhalten des christlichen Glaubens souverän und spielerisch umgehen zu können.

Nachdem einige Jahrzehnte lang im religionspädagogischen Arbeiten überwiegend „problemorientierten“ Ansätzen gefolgt wurde, die vorrangig von den Themen und Fragen der (jungen) Menschen ausgingen, ist in den letzten Jahrzehnten die Einsicht gewachsen, dass die Begegnung mit christlichen Traditionen große Chancen für religiöse Lernprozesse besitzt. Gleichzeitig ist deutlich geworden, dass die Offenheit für und das Interesse an religiösen Traditionen vor allem bei jüngeren Menschen wieder gewachsen ist – man denke beispielsweise an die Attraktivität von Klostersaufenthalten oder Pilgerwegen. Diese Formen „objektiver Religion“ dürfen allerdings – der Subjektorientierung gemäß – nicht als unhinterfragbare Größen mit normativem Anspruch präsentiert werden, die man nur annehmen oder ablehnen kann. Chancenreich sind sie dann, wenn sie als Angebote begegnen, deren Lebensrelevanz erkennbar wird und die zu eigenen Entdeckungsprozessen mit ihnen einladen. Sie präsentieren sich dann als Deutungsmöglichkeiten des Evangeliums, die wiederum zu eigenen Deutungen einladen.

In diesem Sinne ist eine „Traditionskompetenz“ für die Kommunikation des Evangeliums erforderlich. Sie meint, von der Sinnhaftigkeit und Kraft religiöser Traditionen und Wege überzeugt zu sein (in der Regel weil man sie selbst erfahren hat), ohne sie zu verabsolutieren und Wege zu kennen und eröffnen zu können, Menschen spielerisch und probenhalber in Kontakt mit ihnen zu bringen. In Josefstal hat Rainer Brandt dieses Element schon in den Anfängen der „performativen Religionsdidaktik“ im Kontakt mit Christoph Bizer entwickelt und in vielen Kursen umgesetzt, beispielsweise in „Spirituelle Begleitung Jugendlicher“.

(6) Menschen zur verantwortlichen Mitgestaltung von Gesellschaft und Kirche befähigen und ermächtigen („Partizipationskompetenz“)

Und schließlich brauchen Menschen für die Kommunikation des Evangeliums die Fähigkeit, andere zu befähigen und zu ermächtigen, ihrerseits Gesellschaft und Kirche mitzugestalten und dabei ebenfalls Evangelium zu kommunizieren. Im Sinne des „Empowerment“-Ansatzes,

den Michael Domsgen im Juni hier in Josefstal beim letzten Bibliologkongress als Weg ausgeführt hat, (Zitat) „dass Menschen lernen, ihre eigene Subjektivität, ihre Bedürfnisse und Fähigkeiten zu entdecken, ihnen Ausdruck zu verleihen und sich sodann in solidarischer Vernetzung in deren Um- und Durchsetzung und dabei Selbstwertsteigerung und Gestaltungskraft zu erfahren“. Denn die Bedeutung der christlichen Religion zeigt sich immer auch auf der Ebene der Lebensgestaltung und zwar nicht nur im persönlichen Leben, sondern auch als (Zitat) „solidarische Aufgabe [...], die gesellschaftliche Aspekte einschließt“. Das Evangelium wird dabei als Kraft der Veränderung für das Zusammenleben von Menschen erfahren, für die das Evangelium eine Orientierung bildet. Auch dies wird in vielen Kursen dieses Hauses erlebt und vermittelt, beispielsweise in der Sommerwoche „ehrenamtlich leiten“, in Formaten wie „Jugendarbeit und Konfirmandenarbeit kooperieren – Ideen, Modelle und Praxiskonzepte für jugendliche Teamer“, in Veranstaltungen zum Freiwilligenmanagement und natürlich auch in den TZI-Kursen, für die Josefstal ein wichtiger Ort geworden ist.

Was brauchen kirchliche Mitarbeiter*innen, um ausstrahlungskräftig und überzeugend Evangelium kommunizieren zu können? Sie brauchen Häuser wie Josefstal und sie brauchen Menschen in solchen Häusern und als Leitung solcher Häuser wie dich, lieber Rainer, die sie darin fördern und unterstützen, ihre Charismen dafür zu schulen, zu verfeinern, zu vertiefen und auch noch einmal neue Charismen zu entdecken. Dies habe ich selbst in vielen Jahren einer wunderbaren Zusammenarbeit mit dir eindrücklich erlebt – und viele Menschen in diesem Raum, in Bayern, im restlichen Deutschland, in anderen europäischen Ländern und auch in anderen Kontinenten ebenso. Von Herzen einen großen Dank dafür!